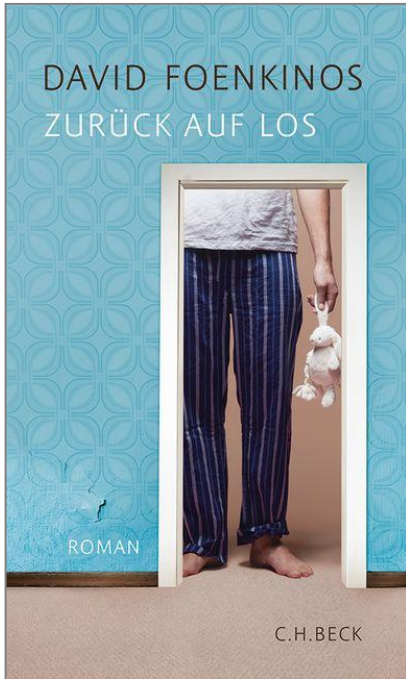


**Unverkäufliche Leseprobe**



**David Foenkinos**  
**Zurück auf Los**  
Roman

252 Seiten. Klappenbroschur  
ISBN: 978-3-406-67013-8

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/13770631>

# 1

Meine Mutter öffnete mir die Tür. Als sie meinen Koffer sah, wich sie zurück, stumm wie ein Fisch. Nach einer Weile war ich es, der das Wort ergriff:

«Mama ... darf ich reinkommen?»

« ... »

«Es ist nur für ein paar Tage ...»

« ... »

«Ich muss ein bisschen zur Ruhe kommen ...»

«Du hättest uns wenigstens Bescheid sagen können ...», murmelte sie schließlich.

Ich kam also fix und fertig zu Hause an, aber meiner Mutter fiel nichts Besseres ein, als sich zu beschweren, weil ich nicht vorher Bescheid gegeben hatte. Am liebsten hätte ich zu ihr gesagt: «Katastrophen lassen sich nun mal schlecht planen.» Warum nahm sie mich nicht in den Arm? Warum tröstete sie mich nicht: «Mach dir keine Sorgen, mein Schatz, alles wird gut.»

Gesenkten Hauptes folgte ich ihr durch den Flur. Und dieser Flur war lang. Das Wohnzimmer meiner Eltern befand sich am Ende dieses Flurs. Ein endloser tunnelartiger Korridor. Man hätte ein paar Bücherregale aufstellen können, so wäre man unterwegs wenigstens von Büchern umgeben gewesen, aber Fehlanzeige. Wir schritten durch eine Art Korridor des Todes. Langsam ging meine Mutter vor mir her, als wolle sie meine Qualen absichtlich in die Länge zu ziehen. Kurz bevor wir das Wohnzimmer erreichten, stellte ich meinen Koffer in die Ecke. Ich wollte vermeiden, dass mein Vater ihn gleich sah. Er sollte lieber erst mal denken, es handle sich um einen kleinen Überraschungsbesuch. Ein Überraschungsbesuch war jedoch ziemlich unwahrscheinlich. So etwas gab es bei uns nicht. Unsere traurige Leier war in zweitklassigen Marmor gemeißelt. Fast jeder Atemzug bedurfte der vorherigen Kalkulation.

Als mein Vater mir den Kopf zuwandte, schien auch er den Grund meines Besuchs sofort zu ahnen. Er war im fortgeschrittenen Alter geistig nicht mehr so rege. Aber gerade sah es so aus, als wäre die Situation sonnenklar, als wäre nur der erwartete Fall eingetreten. Mein persönlicher und beruflicher Abstieg wunderte niemanden. Mein Vater fläzte sich auf dem Kanapee und schaute fern. Auf SEINEM Kanapee, sollte ich besser schreiben, denn auf diesem abgewetzten Ding, auf dem er den größten Teil seines Lebens zugebracht hatte, durfte kein anderer Platz nehmen. Dieses Kanapee war sein Königreich. Dort fühlte er sich als Herrscher über ein Gebiet, zwar

nur ein kleines «Stoffgebiet», aber immerhin, und blickte herab auf die Welt. Also wenn ich von Welt rede, meine ich eigentlich den Fernseher. Es hat mich immer fasziniert, wie glücklich er dreinsah, wenn er einfach nur seine Fernbedienung in der Hand hielt. Er saß da, switchte nach Lust und Laune zwischen den Kanälen hin und her und begab sich unerschrocken auf Bilderjagd. Die vollkommene Verkörperung eines seltsamen modernen Mythos: das Couchabenteuer. Selbstverständlich durfte der König während dieser höchst wichtigen Sitzungen, bei denen er mit dem Fernseher regelrecht verschmolz, nicht gestört werden. Ja, mein Vater saß nicht einfach nur vor dem Fernseher, er wurde gänzlich *eins* mit ihm.

Den Ernst der Lage erfassend erhob er sich, obwohl seine Serie in vollem Gange war. Zum ersten Mal in seinem Leben unterbrach er den Lauf der großen Welt, um mich zu begrüßen. Mit ernster und feierlicher Miene schlurfte er in seinen Pantoffeln auf mich zu. Er kam mir noch kleiner vor als sonst, wirkte unter dem Schleier des Patriarchen, hinter dem sich doch ein alter Mann verbarg, der die Tauben fütterte, geradezu rührend. Leider war kein Drehbuchautor zugegen, der uns mit den Dialogen für die Szene auf die Sprünge hätte helfen können. Als er mir schließlich gegenüberstand, fiel ihm nichts ein, was er sagen könnte. Aber das machte nichts. Unsere Beziehung hatte seit jeher hauptsächlich aus Schweigen bestanden. Er versuchte es nicht einmal mit einer kleinen Geste, einem Schulterklopfen, nein, er stand einfach nur bedröppelt da.

Nach einem unendlichen Schweigen stammelte ich ein paar Worte, ich würde eine schwere Zeit durchmachen, und trug dabei ein gekünstelt entspanntes Lächeln zur Schau. Dann gähnte ich und tat so, als wäre ich müde, schließlich wollte ich die Folter ein bisschen abkürzen. In Wirklichkeit hatte ich seit Tagen nichts gemacht, nur einsam im Hotel meine Kreise gezogen. Manchmal war ich auch im Quadrat gesprungen, um die geometrische Gestalt meines Kummers zu variieren. Also ich war eigentlich gar nicht müde. Aber ich ertrug es nicht, so unter Beobachtung zu stehen, ich ertrug es vor allem nicht, unter der Beobachtung meiner Eltern zu stehen. Ich schnappte mir meinen Koffer und wollte auf mein Zimmer. Starre Blicke durchbohrten mein Genick. Ich öffnete die Tür und trat hinein in die Dunkelheit. Ich machte kein Licht. Wieso war ich jetzt hier? Okay, mir blieb keine andere Wahl. Aber mir leuchtete auch ein, wenn jemand lieber unter der Brücke schlief, bevor er sich das antat, was ich mir antat. Solange man sich nicht dem Standpunkt der anderen ausgesetzt sieht, bewahrt man einen Teil seiner Würde. Schließlich machte ich doch Licht. Meine Eltern waren nie umgezogen. Das Zimmer war noch ganz mein altes Kinderzimmer. Wenn ich früher ab und zu vorbeigekommen war, hatte ich hin und wieder einen Blick hineingeworfen, einfach so. Einfach nur, um einen Blick auf meine Kindheit zu werfen. Die Kulissen der Vergangenheit zu betrachten ist ja oft ein komisches Gefühl. Dabei war mir folgender Irrsinn in all den Jahren gar nicht groß aufgefallen: Das Kinderzimmer war immer unverändert geblieben. Meine Eltern hatten es nie als

Büro genutzt oder in ein Gästezimmer verwandelt. Oder in eine riesige Abstellkammer. Nein, es war alles beim Alten geblieben. Ich betrat in diesem Moment das Mausoleum meiner Jugend.

Mir wurde zum ersten Mal bewusst, wie sonderbar das alles war. Was waren das für Eltern, die das Kinderzimmer ihres Sohnes dreißig Jahre lang unangetastet ließen? Ich hatte ja Verständnis dafür, dass sie Veränderungen gegenüber nicht so aufgeschlossen waren, aber da musste man sich dann schon fragen, ob sie im Geiste nicht in einem Wachsfigurenkabinett lebten. Man hätte ihnen das Ganze als elterliche Nostalgie auslegen können, als eine Art, die glückliche Zeit, in der das Kind noch zu Hause wohnte, auf sich beruhen zu lassen, aber ich kannte sie nur zu gut. Ich erkannte in dieser Unveränderbarkeit in erster Linie den Ausdruck ihrer Trägheit. Das heißt, es gab natürlich noch eine andere Möglichkeit, die sich nicht so einfach beiseiteschieben ließ. Vielleicht hatten sie sich ja gedacht, dass ich früher oder später wieder hier aufkreuzen würde.

Ich hatte bereits einige Reportagen über Menschen gesehen, die sich umständehalber genötigt sahen, in ihr Elternhaus zurückzukehren. Wer sich in einer Sackgasse befindet, beschließt eben mitunter, lieber wieder umzudrehen. So wie ich. Erst umgedreht, dann auf sich selbst zurückgeworfen. Ich schaute mir die Poster an, die an der Wand hingen. Sie waren noch nicht einmal vergilbt. Das große Pink-Floyd-Plakat, *The Dark Side Of The Moon*.

Da war ich nun auch angekommen, auf der dunklen Seite des Mondes. Unglaublich, dass mir diese Musik einmal gefallen hatte. Sämtliche Erinnerungen kamen wieder hoch. Plötzlich hatte ich Lust, die Platte zu hören. *The Dark Side Of The Moon*. Ich setzte die Kopfhörer auf und tauchte in meine musikalische Vergangenheit ab. Der erste Song schien schon mal nichts Gutes zu verheißen. *Money*. Doch ich schenkte der tristen Thematik keine weitere Beachtung und ließ mich von Melodie und Rhythmus mitreißen. Wann hatte ich überhaupt das letzte Mal Musik gehört? Irgendetwas geschah gerade mit mir. Meine Ohren waren vollkommen glücklich. Wie stiefmütterlich hatte ich sie behandelt. Letztlich fand ich dadurch, dass meine Eltern das Kinderzimmer so gelassen hatten, wie es war, meine Jugenderinnerungen wieder. Ich sah den jungen Mann vor mir, der ich einmal gewesen war. Er kam mir wie ein Fremder vor. Dann fiel mein Blick auf eine Folkgitarre. Meine Gitarre. Ich hatte fast vergessen, dass ich einmal Gitarre gespielt hatte. Aber man höre und staune, ich, Bernard, hatte früher Musik gemacht. Ich war nämlich ganz schön cool. Ich hatte mir sogar die Finger wund gespielt, als ich stundenlang *Stairway To Heaven* übte. Ich griff zum Instrument und strengte mich an, mich an ein paar Akkorde zu erinnern. Meine Finger suchten nach den Griffen, es dauerte einige Minuten, bis ich instande war, eine Akkordfolge zu schrumpfen, die irgendwie nach *Let It Be* klang. Das war nun also die Bernard-Version von *Let It Be*. Ich sang das Lied bis zu der Stelle, an der ich von einem Flüstergeräusch abgelenkt wurde. Es kam mir so vor, als hörte ich meinen Vater sagen:

«Er ... er spielt Gitarre. Bei dem ist echt 'ne Schraube locker. Das ist das Einzige, was mir dazu noch einfällt.»

«Nein ... er versucht bloß, sich zu entspannen.»

«Er versucht, sich zu entspannen? Mal wieder bei den Eltern vorbeischaun und ein bisschen Gitarre spielen, das soll eine Entspannungsübung sein? Glaubst du das echt? Nein, Martine ... ich glaube, es ist schlimm um ihn bestellt ... also wirklich ganz schlimm ...»

«Nein ... hör mal. Jetzt hat er aufgehört. Hörst du? Jetzt hört man nichts mehr.»

«Dann hat er sich vielleicht umgebracht.»

«Oh ...!»

Dabei hatte ich doch nur kurz innegehalten, um zu lauschen. Über eines muss man sich bei einem Aufenthalt in der Wohnung meiner Eltern im Klaren sein: Die Wände haben Ohren. Die Frage, ob da vielleicht ein Open-Space-Guru seine Hände im Spiel hatte, wäre durchaus angebracht gewesen. Jedenfalls war mir als Kind keine Episode aus dem Intimleben meiner Eltern entgangen. Zwar war sexuelle Aktivität bei ihnen etwa so häufig aufgetreten wie gute Neuigkeiten bei mir in den vergangenen Tagen. Aber dafür redeten sie gern. Und auch noch über mich. Ich war ein gutes Gesprächsthema. Kurzum, ich bin in einer Umgebung aufgewachsen, in der ich alles mitbekam, was meine Eltern über mich dachten. Das war im Allgemeinen nicht allzu aufregend. Meist tauschten sie nur Banalitäten aus, aus denen hervorging, dass sie mich eben schlecht kannten. Aber ängstlich, wie sie waren, waren sie auch voller Sorge um meine Zukunft.



So empfand ich es nun, dreißig Jahre später, zumindest als beunruhigend, als mir dieselben Worte erneut zu Gehör kamen.

«Was soll nur aus ihm werden?», sagte meine Mutter immer wieder.

«Hör auf, er ist doch schon groß. Mach dir nicht solche Sorgen!»

«Aber was sollen wir bloß mit ihm machen?»

«Das ist doch nicht unser Problem. Er muss sein Leben selber in den Griff kriegen.»

«Na ja ... aber das betrifft uns schon auch. Vor allem, wenn er hier bei uns wohnt.»

«Er hat gesagt, das ist nur vorübergehend ...»

«Ja ...»

«Aber was heißt vorübergehend? Wann geht es denn vorüber? Das ist vollkommen offen ... Mir wär's lieber, wenn wir das klären könnten.»

«Ach, ich mach mir ja solche Sorgen», seufzte meine Mutter das Schlusswort.

Das war dann der Moment, es dürfte so um Mitternacht herum gewesen sein, an dem mir der Kragen platzte. Ich kam aus dem Kinderzimmer.

[...]

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)